



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bilder aus Altbayern. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit ist der erste Theil der Verhandlungen geschlossen, und eine mehrjährige Pause tritt ein. Die Wiederaufnahme und den Schluß derselben berichten wir im nächsten Heft. Julian Schmidt.

### Bilder aus Altbayern.\*)

#### 1.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, was es ist, daß uns Norddeutsche der Charakter des Altbayern trotz vielfacher achtungswerther Züge eher abstößt als anzieht, so finden wir bei genauerm Zusehn den Hauptgrund darin, daß hier der sociale Schwerpunkt mehr im Bauernthum als im Bürgerthum liegt, während in den Gegenden, welche für Norddeutschland den Ton angeben, und ebenso in vielen Strichen des übrigbleibenden Südens, namentlich in dem fränkischen und alemannischen, das Umgekehrte der Fall ist. Der Bayer im engeren Sinne ist vorwiegend ein Bauer in der guten wie in der übeln Bedeutung des Wortes, und er hat so, abgesehn von seinem Katholicismus und dem, was seine Heimath als ein Hochland bedingt, weit mehr Aehnlichkeit mit dem Schleswig-Holsteiner, dem Mecklenburger und dem Pommern als mit andern süddeutschen Verwandten von uns.

Im Uebrigen gilt, was schon vor dreihundert Jahren Vater Aventin von den Bayern sagte: „Das bayerische Volk — gemeiniglich davon zu reden — ist schlecht und gerecht, läuft gern Kirchfahrten, hat auch viel Kirchfahrt legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh denn auf die Kriege, bleibt gern daheim, reißt nicht viel aus in fremde Lande, trinkt sehr, hat viel Kinder, ist etwas unfreundlich und einmüthig (geradezu), treibt wenig Hantierung Es achtet nicht der Kaufmannschaft und kommen auch die Kaufleute nicht viel zu ihm. Große und überflüssige Hochzeiten, Todtenmahle und Kirchrage haben ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachtheil“ u. s. w.

\*) Wir folgen in diesen Schilderungen auszugeweise zum Theil den Abhandlungen Dahns in der von ihm und Niehl herausgegebenen „Bavaria“, deren ersten Halbband wir im vorigen Heft angezeigt haben, zum Theil Ludwig Steubs anmüthigem Reisebuch „Das bayerische Hochland“ (gleich dem erstgenannten zu München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen). Letzteres ist nicht bloß als vortrefflicher Reiseführer, sondern auch seines gefunden und liebenswürdigen Humors wegen zu empfehlen.

Das Volk auf dem Lande und in den Kleinstädten ist schlicht und gerecht; Es weiß wenig von der großen Welt und ihren Tücken, aber freilich auch — namentlich im Unterland — manches andere nicht, was es wissen sollte. Es fehlt ihm „meist jede Anmuth und der Reiz gewinnender Menschlichkeit“. „Unfreundlich und einmüthig, wie zu Aventins Zeiten sieht sich der Stamm noch heutzutage an.“ (So Steub, der dies als Nachwirkung der vielen Kriege erklärt, welche das Land verwüstet — eine nicht sehr glückliche Vertheidigung. Sachsen hat mindestens zehnmal so viele große Schlachtfelder aufzuweisen, als Südbayern, und doch gilt der Sachse für den artigsten der Deutschen.) Die Gabe der Rede ist selten; wer einen einfachen Rechtshandel halbwegs verständlich darzustellen weiß, gilt schon für einen Sprecher. An Sinn für Gerechtigkeit mangelt es nicht; obwol man mitunter gern streitet, hört man doch auf vernünftiges Zureden, doch scheinen die Beamten in den Kanzleien zur Deffnung etwaiger blöder Augen diesem milden Mittel häufiger als billig das Brecheisen der Grobheit vorzuziehen. Wo der Bauer nicht geradezu und derb sein kann, ist er schüchtern und unbehilflich; doch läßt er sich zwar hudekn und hunzen, wenn es sein muß, aber er kriecht und heuchelt nicht. Schmeichler, Schwäger und Aufschneider kommen sehr sparsam vor. In Geldsachen ist der bayerische Bauer anständig: er gibt zwar nicht gern, hebt aber auch nicht, wie der Schweizer, nach jedem mühelosen Dienstchen bettelnd die Hand auf. Bereitwillig leistet er Hilfe bei Unglücksfällen der Nachbarn. Der häusliche Umgang zeigt selten Zartstinn, das Alter genießt wenig Achtung, es „ist ja zu nichts mehr nütze“.

Daß das bayerische Volk einst nicht viel vom Kriege hielt, war damals, in der Zeit der gemieteten Landsknechte, ein gutes Zeichen. Was es jetzt nach Rom und Neapel lieferte, ist wol nur Kehricht der Städtebevölkerung. An kriegerischer Tüchtigkeit fehlt es ihm nicht. Die Altbayern zeigten sich mit Ehren auf manchem Schlachtfeld, und die jungen Bursche sind jetzt noch durchweg gern „bei der Militär“. Namentlich im Oberland gibt sich die Freude am Soldatenhandwerk vielfach durch Veteranenvereine kund, die sich jährlich eine Messe lesen lassen und dann ein fröhliches Mahl begehnen am „Soldatentisch“, über welchem in gläsernem Kästchen das Handwerkszeichen, eine in Ammergau geschnitzte Gruppe von Hauptmann, Fahnenjunker, Tambour und Gemeinen schwebt. Leider nur, daß die Sehnsucht nach kriegerischen Lorbeeren gelegentlich am unrechten Orte, im Heimathsdörfchen ausbricht und mit Schlagring und Messer blutige Striche durch diese grüne Idylle zieht. Ist anzuerkennen, daß die Wirthshausraufereien an vielen Orten außer Gebrauch gekommen sind und an allen abnehmen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Stamm, oder vielmehr dessen Nachtseite zur Zeit noch einen Gang zu rohen und wilden Verbrechen an den Tag legt.

„Alles zusammengenommen,“ sagt Steub sehr richtig, „scheint es sich zu bestätigen, daß die ländlichen Tugenden, mit denen uns die Poeten so lange Zeit am Narrenseil herumgeführt, sich eigentlich in den Städten finden. Es ist fast zu vermuthen, und in manchen lebt schon jetzt die Ueberzeugung, daß man am Ende, wenn die Studien geschlossen sind, den verhältnißmäßig besten Menschen im Mittelstande auffinden wird, im gebildeten Mittelstande, wo, wenn nicht überflüssiger Reichtum zu Müßiggang und Ueppigkeit führt, eine würdige Arbeit die Kräfte stählt, ein feiner Sinn für Sitte und Ehre sich ausbildet und die Tugenden des Hauses blühen, das die Muse gerne verschönert.“

Das Schulwesen in Altbayern ist äußerlich gut organisiert, aber die Früchte wollen nicht recht gedeihen. Die jungen Bajuwaren lernen etwas schreiben und rechnen, aber die Hauptsache ist der Religionsunterricht. Man lehrt sie in sieben Tempo die heiligen Sacramente und die Todsünden hersagen und alle Fragen des Katechismus fertig beantworten. Als Parade Pferd werden bei den Prüfungen auch etliche Seiten bayerische Geschichte vorgeführt. Das Mädchen schnurrt lustig ab, wie es im Buche steht, aber von dem Sinn haben die Kinder keine Ahnung. Freude an den erworbenen Kenntnissen zu erregen, Einsicht in deren Bedeutung zu schaffen, wird weder erstrebt noch auch verstanden. Sowie die Schuljahre daher vorüber, sind ist das erste Geschäft sich das Gelernte aus dem Kopfe zu schlagen. Es gibt viele Landleute, die nur noch ihren Namen schreiben und nur zur Noth noch lesen können. Indes haben die letzten Jahre und namentlich das Jahr achtundvierzig auch hier anregend gewirkt. Der verständige Landmann hat eingesehen, daß ihm Wichtiges mangelt. Er kümmert sich um die Fragen der Zeit, liest hie und da selbst die Zeitung und wird zusehends gescheidter. Bei den Wahlen zum letzten Landtag, wo es den Sturz des Ministeriums Pfordten-Neigersberg galt, trat er plötzlich in einer Vollzähligkeit auf den Kampfplatz wie nie zuvor. Die meisten wußten auch, worum es sich handelte oder trafen doch sonst in ihres Gefühls dunklem Orange die rechten Männer. Im letzten Frühling waren sie auch plötzlich alle in die Höhe, als die Destreicher nach Italien durchmarschirten. „Ihrem kurzichtigen Auge war der ganze Streit nichts anderes als ein Kampf der Deutschen gegen die Welschen. Darum alle Liebe und jedes Opfer für die Gladiatoren, die vorüberzogen mit einem morituri te salutant. Nachher schüttelten sie freilich die Köpfe.“ Früher spendete der Bauer manchen Kreuzer sogar für das ferne Schleswig-Holstein. Jetzt denkt man nicht mehr an die Sache der Herzogthümer, um sich nicht schämen zu müssen, und insofern war es sehr überflüssig, daß später die bayerische Polizei alle Sammlungen für die unglücklichen Brüder verbot.

Einige Beispiele der Art, wie man hier zu Lande politisirt, gibt Steub, Grenzboten IV. 1860.

wo er eines Abends im Herrenstübchen des Wirthshauses zu Gmund gedenkt. „Man will wissen, daß sich unter den Bauern schon Parteien bilden, und daß sie ihre Journale genau nach ihrer Farbe auswählen.“ „Es soll sich im Gebirge kaum eine Postexpedition finden, die nicht ihre dreißig Nummern und oft mehr an häuerliche Abonnenten spedirt.“ Vor dem Jahre achtundvierzig, sagte der Wirth zu H., hab' ich gar nicht gewußt, daß wir einen Staat haben. Hab' immer gemeint, was wir Bauern zahlen, schiebt der König in seine Truhe und zahlt wieder aus davon was sein muß. Damals aber haben sie mich in den Prüfungsausschuß für die Steuern genommen, und da hab' ich öfter nachdenken müssen, und der Rentbeamte hat mir auch ein Licht aufgezündet, so daß ich jetzt allmählig mich durchfinde.“ — Für die in den italienischen Krieg ziehenden Oestreicher interessirte man sich lebhaft. Das praktische Wohlwollen der Städte ist bekannt, was aber manches stille Durchzugsdörflein an Eiern und Schmalznudeln, Käse, Wurst und Bier geopfert, ruht für die große Welt noch in tiefem Dunkel, welches erst die bayerische Geschichte aufhellen wird. Weitauß die meisten Männer brannten im Namen des deutschen Vaterlandes (welches beiläufig mit der östreichischen Politik nichts gemein hat) für einen titanischen Sturm mit Oestreich gegen den Bonaparte. Die Stimmung der Frauen dagegen hatte mehr eine preußische Lasur. „Wenn diese zwei Kaiser,“ sagte die Wirthin von S., „etwas mit einander haben, so sollen sie es selbst ausmachen — zu zweien mit dem Schlagring oder mit dem Messer oder wie sie wollen. Aber daß wir unsre Kinder dazu hergeben sollen und unser Geld, und zuletzt das Gewerbe stillsteht und der Bettel zu allen Fenstern hereinschaut, das ist doch ein Unsinn.“ Im Herrenstübchen zu Gmund aber trauerte fast jedermann über den jetzigen Zustand des deutschen Vaterlandes, und daß eigentlich gar niemand wisse, wie ihm ohne „Nationalunglück“ zu helfen sei.

„Mit Deutschland,“ sagte eine Stimme, geht es grade wie mit den Löschanstalten in den deutschen Reichshauptstädten. So lange es brennt und der Himmel feuerroth ist, lärmt das Publikum wie besessen und schreit: das Ding muß morgen schon besser werden. Sobald aber die Brandstätte zu rauchen aufhört, sprechen die Weisen: Seht ihr denn nicht, daß die Wasserkästen leer, daß die Schläuche zerrissen sind, daß die Gewinde nicht in einander passen und den Spritzen die nöthige Triebkraft fehlt? Wer wird jetzt die namenlosen Opfer bringen wollen, um dies Alles zurecht zu machen? Warten wir lieber auf ein größeres Unglück — möglich, daß es dann etwas leichter geht.“

„Das ist (sagt Steub dazu) alles sehr tief gedacht, und nur zu befürchten, es könnten, wenn die Vernünftigen nichts vermögen, am Ende gar die Unvernünftigen die Sache in die Hand nehmen wollen.“

Die Meinungen über Oestreich waren an jenem Abend im Herrenstübchen

zu Gmund nicht günstig, und sie werden jetzt schwerlich günstiger sein. Im Allgemeinen stellte man die kurze, aber populäre Behauptung auf: „In Oestreich st—fts!“ — „Ob man aber damit den Grafen Grümmer, die schlechte Führung im letzten Kriege, die nachlässige Verpflegung des Heeres, den Unkummer um die Verwundeten, die furchtbaren Unterschleife, die traurige Finanzlage, den bedauerlichen Stand der Nationalen, die große Steuerlast, das Concordat, die Klagen der Protestanten, den unzureichenden Zustand der Schulen, den Mangel an Preß- und andern Freiheiten, den Abgang der Volksvertretung, das verunglückte Gemeindegesetz, die sehr unzulängliche Bureaokratie, die Seltenheit genialer Köpfe, die weitverbreitete Verstimmung und Hoffnungslosigkeit, die ungarischen Verhältnisse, die slawischen Zustände, die italienischen Wirren — oder was man immer mit jener Phrase ausdrücken will, meint, ich weiß es nicht. Preußen dagegen scheint stellenweise an Ansehen zu gewinnen. Ein Landkaplan sprach hier das auffallende Wort: wir müssen jetzt mit Preußen gehn! — Ja aber, versetzte der Wirth, wenn einer stehn bleibt, taunst ja nicht mit ihm gehn!“

Steub meint, „wenn Preußen den Wink, den ihm der Wirth von Gmund gegeben, beachten wollte, würde ihm wol noch manches desperate deutsche Seelchen zufliegen. Sein Manteuffel-Westphalen würden wir am Ende noch ebenso leicht vergessen, als wir die Pfordten-Neigersberg aus unsern constitutionellen Erinnerungen streichen; aber nach so langen Lehrjahren erwarten wir von der norddeutschen Großmacht allmählig auch ein Meisterstück, welches uns möglichst hinreißen, wenn nicht bezaubern soll.“

Wir meinen, der Herr Wirth hätte nicht ganz Unrecht, wenn man in Berlin wüßte, daß man allenthalben im deutschen Volk, statt sich der Desperation zu überlassen, die Hände zu rühren geneigt wäre, um den Bundestag zu überzeugen, daß es Zeit sei, sich die Meinung des Landkaplans im Herrenstübchen zu Gmund anzueignen.

„Bleibt gern daheim und achtet nicht der Kaufmannschaft,“ sagt Aventin ferner, und das ist auch sehr wahr. Während der Tiroler mit Kanarienvögeln, Handschuhen, Teppichen und Alpenliedern hausfremd die Welt durchzieht, ist der altgermanische Wandertrieb in Bayern nur durch die Flößer und Schiffer einiger Dörfer vertreten, welche den Inn und die Donau befahren. Dazu kommen, durch das wachsende Verlangen der Völker nach bayerischem Gerstensaft weggelockt, einige Braumeister, und in den letzten Jahrzehnten hat auch Amerika seine Anziehungskraft hier geltend gemacht.

„Trinkt sehr“ ist eine Aussage, die jetzt nur vom altbayerischen Städter fast allgemein gilt. Der Landmann lebt in der Woche mäßig, von Mehlspeisen und Pflanzenkost, Milch und Wasser. In den meisten Strichen kommt nur in den fünf heiligen Zeiten: Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Kirchweih und

Weihnachten und sonst nur bei besondern Gelegenheiten, Hochzeitschmäusen und Kindelmahlen, Fleisch und Bier auf den Tisch. Doch ist es nicht ungebrauchlich, sich des Sonntags in der Schenke ein Räuſchen zu holen. Manche Charaktere gibt es auch, die sich abſichtlich mehre Wochen des Nationalgetränkes ganz enthalten, dann aber einmal von Weib und Kind Abſchied nehmen, um etliche Tage ohne Unterbrechung im Wirthshaus zu verleben: Sie bleiben da auch die Nächte hindurch, thun am Schluſſe einen langen tiefen Schlaf und kehren, wie von einer Baderkur, neugeſtärkt wieder in den Schooß ihrer Familien zurück. Der Genuß des Branntweins iſt nur im Innthal, wo auch am meiſten Fleisch geſſen wird, in verderblicher Weiſe verbreitet; anderwärts kennt ihn der Bauer nur als beſonderes Labſal und als eine Art von Arznei. Der Kaffee iſt faſt nur im Lechrain regelmäßiges Morgengericht. In den übrigen Strichen gibt es früh auf dem Tiſch eine Milch oder Brodſuppe oder ein Hafermuß. Dann folgt gegen 9 Uhr, in manchen Gegenden nur in den Zeiten ſchwerer Arbeit, ein zweiter Imbiß aus Brot und Milch oder Kartoffeln, wozu einige gekochtes Dürroſt, andere einen Trunk Halbbier, „Hainzl“ genannt, reichen. Die Mittagskoſt, am einfachſten im Lechrain und im Ampergau, am fetteſten und reichſten im Innthal und im Isarland, beſteht aus einer dicken Suppe, grünen und trocknen Gemüſen, Erdäpfeln, „Schlotter“ (geſtockter Milch) und einer Auswahl von gebacknen und geſchmorten Kücheln, Nudeln, Knödeln und Krapfen, welche, meiſt im Winter aufgezogen, im Sommer gebacken, den Stolz der Küche in ganz Altbayern ausmachen.

Die Vorliebe für Wallfahrten, Hochzeiten und Todtenmahle iſt noch dieſelbe wie zu Aventins Zeiten — iſt doch in Betreff der erſten die Religion noch dieſelbe. Der Bauer liebt den Schall und die Pracht: Proceſſionen mit goldgeſtickten Fahnen, ſchönen Chorgeſang und Böllertrachen, Hochämter mit Trompeten und Pauken. Die Kirche bietet ihm Oper und Ballet, in Oberammergau auch das Nühdrama. Er kennt nur kirchliche Feſtlichkeiten; ſelbſt die mitunter unmäßigen Tafelfreuden bei Hochzeiten und Taufen ſind nur eine Fortſetzung des Gottesdienſtes, und auf der Kirchweih tanzt er eben auch nur im Dienſt und zu Ehren der Kirche. Um Dogmatik kümmert er ſich weniger als man im Allgemeinen annimmt. Die Wonne, welche die Gebildeten zu München an den Tag legten, als der Schöpfer durch die Kirche ſeine Anſicht von der unbefleckten Empfängniß kund gegeben, hat er ſchwerlich verſtanden.

Große und überflüſſige Hochzeiten zu halten gilt noch heute für ehrlich und unſträflich. Im wohlhabenden Innthale kommen biſweilen (beiläufig ganz wie in Oſtſchleſwig) zu ſolchen Ehrentagen an dritthalbhundert Gäſte. Dieß gereicht, wie Aventin richtig bemerkt, keinem zu beſonderem Nachtheil, da jeder Gaſt ſeine Zeche zu bezahlen hat.

Uebrigens herrscht in den meisten Beziehungen ein großer Unterschied zwischen dem Altbayer des Gebirgs und dem der Ebne. Ersterer hat, was die allgemeine Phystognomie des Volks betrifft, vor letzterem mancherlei voraus. Schon seine Gestalt ist größer und schlanker. Das Landgericht Tölz liefert dem Heere die größten Refruten, und auch die andern gebirgischen Bezirke des Osterreichs haben in dieser Hinsicht einen weiten Vorsprung vor den nördlichen Landgerichten. Die Gesichtsfarbe ist bei den meisten jungen Leuten kräftig und blühend. Das unschöne Geschlecht stellt sich aber durchschnittlich wohlgebildeter dar, als das sogenannte schöne. Ein weniger erfreulicher Gegensatz des Gebirgs zum Flachland ist, daß Kröpfe und Blödsinn dort häufiger als hier sind.

Ferner hat der Hochländer mehr Geschmack und Phantasie als sein Nachbar in der Ebne. Seine Tracht ist malerischer, sein Haus hübscher, er ist ein Liebhaber der Musik, Dichter von Schnadahüpfeln und sogar Schauspieler. Er ist sodann im Vergleich mit jenem freundlich und umgänglich. Noch gibt es Wirthe und Großbauern, die ihrer Grobheit halber berühmt sind, aber die jungen Leute sind so ziemlich aus dem Rohesten herausgearbeitet. Der Schulunterricht schlägt besser an als in der Fläche drunten, und in mehr als einer Gemeinde finden sich jetzt Leute, die das Gemeindegeseß und Aehnliches im Kopf und etliche Bücher auf dem Sims haben, ja sogar eine Zeitung halten. Wo Ackerbau getrieben wird, kennt man Dreschmaschinen und Drains, und selbst die Wunderkraft, die in der Gölle waltet, ist hier kein Geheimniß mehr, während sie dem Bauer des Flachlandes meist noch verborgen blieb. Die Bereitung des Käse geht, durch fernher aus der Schweiz verschriebene Künstler dieses Fachs gefördert, mit großen Schritten der Vollendung entgegen, und in manchem Stall trifft man Rinder edler Racen.

Auch die Sitten sind im Oberland besser als im Flachland. Diebstahl und Betrug kommen sehr selten, Proceße nicht häufig vor. In andrer Richtung, namentlich was geschlechtliche Genüsse betrifft, wird der Moralist manches nicht in der Ordnung finden. Indes wird, was hier mit dem heißen Blut der Jugend entschuldigt zu werden pflegt, auch anderwärts auf dem Lande nicht eben allzu hart verurtheilt.

Von der Volkstracht und dem Häuserbau wollen wir etwas ausführlicher handeln. In Betreff der Männertrachten ist zu bemerken, daß eine den Ausschlag gibt und alle andern zu verschlingen droht. Dies ist die graue oder graubraune Joppe mit dem grünen Spizhut. Ihr Geburtsland ist die Gegend um Wiesbach und Tegernsee. Doch ist sie auch dorthin erst seit Menschengedenken gekommen, und zwar aus dem tiroler Zillertal oder aus den Kreisen der Duxer Hirten. Wegen ihrer Einfachheit, die ein gewisses flottes Aussehn nicht ausschließt, verschaffte sie sich bei Reich und Arm schnell

Anerkennung, so daß sie jetzt nicht allein die Landleute, sondern auch die feinen Städter, Maler, Kupferstecher, Staatsdienstaspiranten und andere Würdenträger, ja selbst norddeutsche Reisende von Distinction, berliner Geheimräthe und hamburger Bankiers zu bekleiden die Ehre hat. Wenn wir die Joppe als bayerisches Gewächs bezeichnen, so geschah es, weil sie auf bayerischem Boden erst mit den Knöpfen und dem grünen Kragen ihre volle menschenwürdige Ausbildung erhielt. Kochlerjoppe aber heißt sie erst seit wenigen Jahren von einem Schneider zu Kochel, der sie besonders billig fertigt und in großen Ladungen nach München verkauft. Außer dieser Tracht gab es in den einzelnen Thalschaften noch manche andere hübsche Gewandung, wie sich denn z. B. die Jachenauer in grüne, etwas altväterlich geschnittne Röcke mit gelbausgenähten Knopflöchern kleideten und dazu einen niedrigen grünen Hut mit breiter Krempe und grünen Seidenbändern aufsetzten. Jetzt ist diese Tracht ganz verschwunden und neben ihr fast alles Aehnliche. Immer noch hält sich dagegen der alte Brauch, die Westen mit Silbermünzen statt der Knöpfe zu besetzen, eine landesthümliche Art, die Sparpfennige unverzinslich anzulegen, die als europäisches Seitenstück zu dem Brauch der arabischen Frauen im gelobten Lande gelten mag, sich die Stirn mit einer wurstartigen Wulst von Silberstücken einzurahmen.

Die weibliche Tracht war bis vor Kurzem im Hauptland, um Tegernsee und Miesbach, ungewöhnlich garstig. Sie hatte in den zwanziger Jahren Griffe in die städtischen Moden gethan, die von sehr wenig Geschmack zeugten. Sehr richtig bemerkt Steub, daß die Tracht des Landvolkes in der Regel nichts anderes als eine veraltete städtische ist. „Die Bauertracht ist wie die Aloë, die nur alle hundert Jahre blüht, der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles Schöne, was die wechselnde Mode den Städtern bringt, geht wieder dahin, ohne daß vom Lande her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die grade in die Zeit fällt, wo das Volk der Dörfer nach einem neuen Schritte lechzt, hält sich wieder mehre Menschenalter.“ So hatten denn auch die Frauen und Mädchen von Tegernsee und Umgegend vermuthlich von der höchstseligen Königin Caroline und ihren Hofdamen vor vier Jahrzehnten die kurze Taille und den knappen Rock angenommen, welcher letztere, von ihrem Geschmack noch verengert, sie wie eine dünne Röhre einschloß. Dazu kamen später die weitbauschigen Armpluderhosen der sogenannten Gigotärmel und ein schmalgekremptes grünes Hütchen, welches letztere aber wegen der ihm einwohnenden Ueppigkeit aus der Kirche verbannt war und für den Gang dahin mit der „Pechhaube“, einer schwarzwollen, dicht über den Kopf gegoffnen Halbflugel von sehr sittsamer Gemüthsverfassung, aber sehr abscheulicher Gestalt vertauscht wurde. Damit war die vollständige Libellenform ge-

geben. Es sah für Menschenkinder sehr plump aus, aber dennoch dachte man bei dem engen magern Leibstück und den ungeheuern flügelartigen Ärmeln unwillkürlich, daß das Ding eigentlich zum Fliegen bestimmt sei. Jetzt hat sich das wesentlich gebessert: die Röcke sind weiter, kürzer und faltenreicher geworden, das bürgerliche Nieder eingeführt, die Pluderärmel auf ein bescheideneres Maß von Weite beschränkt, und auf dem Kopfe prangt — sogar in der Kirche — unbehelligt der grüne früher excommunicirte Spizhut mit seiner Goldschnur und seinem Blumenstrauß. Zieht man hier zu den Kleidern helle Farben vor, so finden wir unten im Junthal eine starke Vorliebe für dunkle, und der schlanke lustig grüne Spizhut macht hier einem niedrigen, breittrempigen, schwarzlackirten Hut, das grelle Roth und Weiß, Gelb und Himmelblau der Röcke matronenhaft ernstern Schattirungen und der schwarzen Seidenschürze der Städterinnen Platz.

Das altbayerische Haus erinnert mit seinen bunten Farben und seinem mannichfachen Schnörkelwerk stark an den Rococogeschmack des siebzehnten Jahrhunderts, der sich auch in den Kirchen sehr deutlich ausprägt, sich aber nach dem Gegensatz von Gebirg und Ebne in verschiedenen Formen kundgibt. Das Haus des Flachlandes ist vorwiegend ein Stein-, Ziegel- oder Lehmbau, in der Regel einstöckig und mit einem hohen Giebeldach versehen. Das Haus des Gebirges dagegen ist dasselbe, wie es allenthalben in den rhätischen Alpen vorkommt: ursprünglich ein bloßer Holzbau, jetzt fast überall unten von Stein, hat es mehre Stockwerke und ein nur wenig geneigtes Dach, welches mit schweren Steinen belegt ist, um die Bretter, welche die Ziegel ersetzen, vor der fortreisenden Gewalt der Winterstürme zu bewahren. Von dem Roskopf (der beiläufig auch die Firskenden des holsteinischen und westphälischen Bauernhauses schmückt), oder dem Posaunenengel am obersten Bret des Giebels bis zu dem ausgeschnittenen Herz und Kelch der Scheunenwand ist allerwärts viel zimmermännische Kunst daran verwendet, und in Betreff der Vorliebe für schreiende Farben übertrifft der Altbayer des Gebirges selbst den hierin besonders starken Bruderstamm zwischen Elbe und Schlei. Das charakteristische Merkmal des Berghauses aber ist die Laube oder der Soller (Söller), eine Galerie, die mit ihrem malerischen Geländer im oberen Stock um das ganze Gebäude herumläuft. Natürlich trifft man auch Uebergänge und Vermischungen beider Bauutilarten, und von selbst versteht sich, daß Brände und hohe Kornpreise Neubauten herbeiführen, bei denen städtische Muster nachgeahmt werden. Indes sind das doch nur Ausnahmen, und selbst wo der reich gewordene Bauer sich ein schönes Steinhaus hinstellt mit vielen spiegelnden Fenstern und grünen Läden, läßt er in der Regel wenigstens die alte Laube anbringen.

Das Erdgeschoh eines Berghauses alter Art besteht aus Küche, Stube und

Stall, etwa mit noch einem Seitenstübchen. Der obere Stock enthält die „Kammer“, d. h. das Prunk- und Schlafgemach des Hausvaters und seines Weibes, und die Nebenkammern für Kinder und Gefinde. Der hintere Theil des Gebäudes umfaßt unten die Tenne und die Ställe, oben die Räume für den Erntesegen. Die Stube ist meist ganz getäfelt, die Decke von Fachwerk. Um die Wände wie um den Ofen laufen Holzbänke, über denen sich eingemauerte Schränke befinden. In der einen Ecke steht der Tisch. Darüber hängt an der Wand, umgeben von zahlreichen Heiligenbildern, Tafelchen und Blumensträußen ein Crucifix. Nicht selten auch schwebt ein „heiliger Geist“, eine aus gefaltetem Papier gebrochne Taube, an einer Schnur über der Mitte des Tisches. Vielfach schmückt eine schwarzwälder Kuckucksuhr die Stube. Neben der Thür, an welcher das Handtuch auf Rollen ausgespannt ist, und über der man das Zeichen der drei Könige + C. + M. + B. und die Jahreszahl mit Kreide angeschrieben findet, ist der Weihbrunnkessel angebracht. Um den Tisch stehn altväterliche dreibeinige Stühle. Neben dem Ofen bietet die „Ofenbank“ Kranken für die Winterzeit ein Lager. Der Raum unter diesem Möbel ist gewöhnlich dem Hühnervolk angewiesen. Unter der Ofenbank wird das Pfannbrot aufbewahrt, auch hängt dort an einer Kette der eiserne Schublöffel. Auf dem Fensterbret steht die „Bütsche“, eine hölzerne Wasserkanne, an einem der Wandschränke ist der Kalender aufgehangen. Vielmals findet sich in einer der Stubenecken eine schmale Treppe, die nach der „Kammer“ hinaufführt. Letztere enthält das Beste, was man von Hausgeräth besitzt. Das Hauptstück bildet die Doppelbettlade der Eheleute, ein mächtiges Gebäude, gefüllt mit den schwersten Federn, oft noch mit Säulen und Dach versehen und mit Gardinen versehen. Geistliche Schildereien: ein Auge Gottes an der Decke, die Herzen Jesu und Mariä am Fußende, fehlen daran niemals. Das nächst wichtige Möbel ist der Kleiderschrank der Hausfrau, den meist zur Hälfte „hauswirthne“ Leinwand füllt. Die gerollten Stücke tragen in der Mitte eine hochrothe Federrose oder sind mit Heiligenbildchen besteckt. Hier bewahrt die Bäuerin ihre besten Kleider, ihren Silberschmuck und die allensfalligen Schatzgelder. Ferner steht in der Kammer oft die Schaukelwiege und manche alte massive Truhe. Auf dem „Schublakenkasten“, d. h. der Commode, endlich glänzen Krüge, bemalte Gläser und Tassen, rothbäckige Aepfel und in der Mitte in einem Glasgehäuse ein puppenartig angepuztes Christuskind von Wachs.

Eine eigenthümliche Abart dieses Gebirgshauses ist im Salzburgischen zu finden. Die meist zur Hälfte aus Holz erbauten Häuser dieser Gegend haben das Charakteristische, daß die beiden Giebel des hier etwas steilern Daches an der Spitze zurückgelegt sind und daß sich unter ihnen, gleichlaufend mit der untern Laube, eine zweite, an der Seite mit Brettern verschlagene Galerie befindet. Die Ornamente in dem Laubengeländer sind von ältester Form, Be-

malungen selten oder sehr einfach roth und schwarz. Lentner, dessen Untersuchungen die „Bavaria“ hier folgt, erkennt in den Ansiedlungen dieses Gaues die älteste Form des deutschen Bauernhofes. In dem Geviert, das die einzelnen Gebäude bilden, steht mit der Breitseite gegen Norden das Wohnhaus, gegen Westen, fast immer ein breiterer Flügel als das Wohnhaus selbst, der Kuhstall, gegen Osten, von gleicher Länge, der Stall für das Kleinvieh und darüber der Kornboden, gegen Süden der Stadel mit zwei Tennen. Links neben dem Wohnhaus und rechts neben dem Stadel öffnet sich ein breites Thor, die beiden andern Ecken des Quadrats sind geschlossen. In der Mitte des Hofraumes befindet sich die Düngerstätte, dicht dabei der Brunnen mit großem Trog, häufig auch ein Taubenschlag. Unfern des Wohnhauses, im Obstgarten, steht das kleine Backhaus. Die Häuser sind alle sehr reinlich, die der Wohlhabenden groß und stattlich. Die Fenster der Stuben gehn sämmtlich in den Hof, auf welchen sich auch die Hausthür öffnet. Der Baustil ist schlicht, doch fehlen nicht die Wetterkreuze an den Giebeln und über den Wohngebäuden die Thürmchen mit der „Maierglocke“. Dadurch, daß dieses Gehöft nach Außen hin wenig Fenster hat, gewinnt das Ganze den Anblick eines geschlossenen Castells, was zwar nicht freundlich aussieht, aber doch den Eindruck gesicherten reichlichen Besizes macht.

Das ebenerdige hochgiebelige Haus des Flachlandes findet sich in seiner alten Art noch am häufigsten an der untern Elbe und Elbe. Es bestand früher nur aus Holz und Lehm, und oft blieben die Balken sichtbar. Das hohe Dach, dessen Flügel häufig fast bis auf den Boden reichten, war stets von Stroh, wie noch jetzt das Haus des holsteiner Sachsen und hatte gleich diesem keinen Rauchfang. Die größern Höfe bestanden aus Wohnhaus und Pferde- und Kuhstall, Stadel mit Tenne und Kuhstall, Schuppen mit Schweine- und Hühnerstall. Diese Eintheilung ist bis jetzt beibehalten, während die Bauart vielfach verbessert worden ist. Man baut jetzt die Wände des Hauptgebäudes überall von Feld- oder Backsteinen und deckt es mit Ziegeln. Dagegen wird auch heute noch sehr selten und fast nur bei Wirths- und Müllerhäusern ein zweites Gestock aufgesetzt. An den niedrigen Thüren, den kleinen Fenstern, den Zäunen und sonst am Holzwerk der alten Gebäude bemerkt man die beliebte Malerei in Roth mit weißem oder grünem Ornament; die meisten Mauern der neuern werden ebenfalls durch allerlei bunte Architektur sowie durch grünen oder blauen Anstrich der Thüren und Läden verziert. An der Elbe trifft man fast an allen Häusern das sogenannte „Scheyrerkreuz“, einen perpendiculären Strich, der auf einen Fuß geht und von zwei Querstrichen, einem kürzern und einem längern durchschnitten wird. Daneben befinden sich die Namensschiffen von Bauer und Bäuerin und die Jahrzahl der Erbauung des Hauses. Auch Heiligenbilder im Giebel, gewöhnlich die der nächsten

Wallfahrt und der üblichen Bauernpatrone, kann man häufig bemerken. Die ärmlichsten und unsaubersten Dörfer finden wir im westlichen Strich der Ebne gegen die Isar, wo auch das Strohdach noch vorherrscht, während am Erdingerboden, sowie an der Isar selbst, wo sich die Bauart verbessert, nur auf Scheunen und Ställen noch Strohbedachung zu sehn ist.

Wir fügen nach Dahns Beschreibung noch Einiges über die Bauart der Märkte und Städte Altbayerns hinzu. Während die Dörfer des Gebirges in der Regel zerstreute Häuser zeigen, sind die Märkte selbst im Hochgebirge, z. B. in Partenkirchen und Mittenwald, wenigstens ihrem Kerne nach straßenmäßig geschlossene Häuserreihen. Nur in ihrer Peripherie verlaufen sie sich in zerstreute Gruppen echter Bauernhäuser, so daß auch hierin der Markt sich als Uebergangsgelände zwischen Dorf und Stadt befundet. Die geschlossene Anlage bedingt Aenderungen im Stil des Hochgebirgshauses. Dasselbe kehrt hier die Giebelseite als Schauseite der Straße zu, an welcher die Galerie entweder ganz verschwindet oder zu einem kleinen Balkon zusammenschrumpft. Ferner herrscht hier mehr als in den Dörfern der Steinbau vor, wenn auch das Dach meist noch mit Holzschindeln gedeckt ist. Damit mindern sich die an den Bauernhäusern so vielgestaltigen Holzornamente, und so tritt das Gebirgshaus in den Marktflecken meist nüchterner auf als in den Dörfern. Dagegen sucht man durch blendende Tünchung und Freskomalereien an den Giebelfronten den plastischen Schmuck zu ersetzen, wovon sich namentlich in Tölz, Mittenwald und Wolfratshausen Beispiele finden. An einzelnen alten Gebäuden findet sich wol auch noch eine widerspruchsvolle Vermischung von Bautheilen des städtischen und des ländlichen Hauses, wie etwa eine gothische Steingewandung der Hausthür, Erker, gewölbte Gänge und Hallen. Eine solche Verbindung von Gothik und Rococo, die vorzüglich bei ehemaligen Kaufmannshäusern in Mittenwald und Partenkirchen vorkommt, erinnert lebhaft an jene alten Tage, wo der Handelszug aus Italien nach Augsburg sich noch auf dieser Straße bewegte.

Die Märkte der Fläche lehnen sich im Bau ihrer Häuser weit mehr an den Stil der benachbarten Städte an, als an den des Bauernhauses. Ueberhaupt ist das hochgieblige Haus dieses Landstrichs mehr durch den städtischen Stil gefährdet als das des Gebirgs. Der Gebirgsstil beherrscht nicht nur die Märkte der Berglandschaft, sondern dringt auch erobernd in die Fläche und selbst in die Städte derselben ein. In München z. B., wo die Altstadt sicher kein historisches Exempel eines Gebirgshauses zeigt, hat dieser Stil nicht nur in allerlei neuen Kunstbauten Anwendung und Erweiterung gefunden, sondern auch das neue Quartier am Türkengraben, das aus lauter kleinen Familienwohnungen besteht, ist vorwiegend nach gebirgischem Muster gebaut, und ebenso wurde das Haus des Bergbewohners typisch für die Willen der

Städter an den bayrischen Seen. Wo die Marktflecken des Flachlandes den Stil des Bauernhauses zeigen, da findet sich dasselbe meist in seiner einfachsten Form, oft nur einstöckig; denn wer Geld hatte, baute lieber städtisch. Die größern Gewerbs- und Handelsleute bedurften ohnedies für ihre Zwecke eines mehr städtischen Hausplanes, und so blieb der bäuerliche Stil lediglich für die kleinen Leute übrig.

Für das städtische Haus ist in Altbayern zunächst die Altstadt München entscheidend. Sodann aber wirkte auch das Vorbild der Nachbarstädte Augsburg, Passau und Landshut maßgebend auf die kleinen Orte an den Grenzen des Kreises. So ist Friedberg in seiner Häuseranlage und in seinen Mauerthürmen eine getreue Copie im verkleinerten Maßstab des nahen Augsburg. So zeigen Moosburg und Freising Anklänge an Landshut. Und so erinnern die Landstädtchen am Inn durch ihre Hauptstraßen an Passau und Innsbruck. Die im deutschen Stil der Gasse zugekehrte Giebelfront ist nämlich hier mit der breiten Fassade vertauscht, deren Fläche in einem hohen gradlinig abgeschnittnen Maueraufsatz das Schindeldach der Art überragt, daß man Häuser mit dem flachen italienischen Dach vor sich zu haben glaubt. Nicht weniger mahnen die Zugänglichkeit des Dachs durch sogenannte „Feuergänge“, welche über die Schindeln hinüber zugleich zum Nachbargebäude führen, und die Arcaden des Erdgeschosses bei den Häusern des Marktplazes an italienische Vorbilder.

München unterscheidet sich von den drei großen monumentalen Städten Ostbayerns: Augsburg, Regensburg und Nürnberg dadurch, daß es keine abgeschlossene Epoche darstellt, sondern sich fort und fort als eine werdende Stadt auch architektonisch entwickelt hat. So wurde in der Altstadt die Gotik bei Privathäusern bis auf einige spärliche Reste von den Rococobauten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts verdrängt. Aber auch diese beherrschen kein einziges Quartier mehr, sondern das nächstfolgende Säculum schob überall seine breiten fahlen Fagaden dazwischen. Die Epoche König Ludwigs stellte in ganzen Stadtvierteln eine regelmäßige Neustadt neben die unregelmäßige alte, und die neue Bauweise des jetzigen Königs zieht nun ihre imposante Straßenlinie quer durch die wirre Anlage kleiner vorstädtischer Häuser an den Thurm- und Mauerresten Altmünchens. An der Peripherie der Stadt breiten sich Arbeiterwohnungen bald im Stil des Flachlandes, bald im modernisirten Gebirgsstil aus. Merkwürdig sind in den Vorstädten rechts von der Isar die sogenannten „Herbergen“, Häuserantheile, Stockwerke, ja bloße Zimmer, die als Eigenthum besessen und als solches verkauft werden. Der Kern der alten Stadt gehört in seiner äußern Erscheinung überwiegend den letzten drei Jahrhunderten an und ist massiv, aber im Vergleich mit Augsburg, Nürnberg und Regensburg sehr schmucklos gebaut. Dagegen erinnert die innere Einrichtung

der größeren alten Häuser mit der Thorfahrt in der Mitte, den Verkaufsgewölben und Werkstätten zu beiden Seiten des Erdgeschosses, den engen, aber traulichen Binnenhöfen, den breiten, mit Steinplatten belegten Hausfluren, den Erkern, den Galerien und Umgängen an den Wänden des Hofes an das bürgerliche Leben vor dem dreißigjährigen Kriege, welches den modernen Comfort zuerst in zweckmäßiger und sinniger Weise zur Geltung brachte.

Viel Gutes ist von der Wirkung der Eisenbahnen und der dadurch bewirkten Mischung der Norddeutschen mit den südlichen Verwandten auch für Altbayern zu erwarten. Die Letztern reisen nicht, am wenigsten zum Vergnügen nach der Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Wol aber ergießt sich der Strom der norddeutschen Touristen jeden Sommer in stärkern Massen in die schönen Thäler Oberbayerns, und das muß über kurz oder lang seinen Segen äußern. Nicht daß wir meinten, daß der Märker oder der Sachse dem Bayern zu höherer Civilisation zu verhelfen bestimmt sei, und daß dieser von jenem überhaupt viel zu lernen habe. Wol aber sollen und werden beide bei näherer Bekanntschaft, zu der auch diese Auszüge verhelfen mögen, Störendes vergessen: der Preuße, daß jeder Altbayer ein ungehobelter Bierklümmel ist, der Altbayer, daß jeder Preuße so abgeschmackt hochnäsige Manieren hat, wie manche seiner berliner Gardeleutnants und Judentandies.

Manches dürfte in dieser Beziehung sich schon wesentlich gebessert haben, wenn auch der Fremdenstrom für münchener Naturfreunde, die für ihre ländlichen Genüsse nicht gern zu viel zahlen, und die in den nördlichen Gästen lauter feinste Leute zu sehn scheinen, vorläufig weniger Angenehmes als Unangenehmes haben mag.

In Betreff dieser Verhältnisse bringt Steub mancherlei anziehende Notizen, die wir unsern Freunden für die künftige Saison zu beherzigen geben. „Daß wir Münchner, ehemals Tonangeber und Herrscher im Oberland, jetzt eigentlich expropriirt sind, daß uns die Gäste mit ihrer freigebigen Hand allenthalben zuvorkommen, daß wir statt der erwünschten Einsamkeit, in der wir procul negotiis zu dämmern, und Bureaufstunden, üble Launen der Vorgesetzten, Parteien und Klienten zu vergessen pflegten, jetzt allenthalben seine Geselligkeit, Gespräche über Literatur, hochschottisch aufgepustete Kinder, zeichnende Fräulein mit grünen Augengläsern, fischende Zungen im Shawl, gelehrte Theetrinker und viele andere fremdartige Erscheinungen antreffen, daß wir, statt wie früher unsre alten Röcke sparsam auszutragen, jetzt mit eleganter neuer Gebirgstollette erscheinen müssen, um nur noch gezählt zu werden, alles das sehn wir nun, ergeben uns ins Unvermeidliche und trösten uns damit, daß wir unsre Alpen auch noch in ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit, in ihrer Stille und in ihrem Frieden gesehn haben.“

Sonst urtheilt man über die „Fremden“ verschieden, doch meist günstig.

Sind auch solche darunter, welche die Gemüthlichkeit der Eingebornen keineswegs erhöht haben, so „vernimmt man doch wieder sehr lobende Urtheile über die Herren und Frauen aus Norddeutschland, über ihre zierlichen Manieren, über ihre gute Art, sich in dies und jenes zu schicken, auch über ihre Dankbarkeit gegen alle, die sich um sie angenommen. Man erinnert sich gern an die Dagewesenen und freut sich, wenn sie wiederkommen. Man hat sich mit ihnen selbst in politischen Fragen verständigen können und Grund zu der Annahme gefunden, daß bald durch ganz Deutschland nur eine Meinung gehn wird, nämlich, daß die jetzigen Zustände erbärmlich seien.“ Daß die Besucher so vergnügt sind, konnte manchen Wunder nehmen. In den Städten gibt es gute Gasthöfe, aber auf dem Lande geht es doch noch sehr einfach zu. Die Altbayern sind ein Wintervolk. Der Sommer gilt ihnen nur als Nebensache, alle ihre Thatkraft ist darauf gerichtet, der rauhen Jahreszeit gehörig zu begegnen. Der Kachelofen steht wie ein Blockhaus in der Stube, die Thüren sind niedrig, die Fenster klein. Ueberdies hat der Altbayer bei seinen sonstigen Tugenden einen fatalen Hang zur Unbequemlichkeit. Man hält viel auf Bänke, die zu schmal, auf Bettstellen, die zu kurz, auf Betten, die centnerschwer sind. „Reinlichkeit gilt noch immer für eine nicht ganz werthlose, jedoch mehr facultative Tugend, die man allenfalls auch durch Treue und Redlichkeit ersetzen könne.“ Bei den Leistungen der Küche muß man mehr auf die Fülle, als auf die Zierlichkeit der Anrichtung und die feinere Kunst des Werkes sehn. Nicht selten wird man in der Bratenbrühe eine geschmorte Fliege, noch häufiger im Salat jenes Würmlein finden, „welches uns bedeutsam an unsre Vergänglichkeit erinnert und auf das Jenseits hinweist“.

„Ein oft bemerkter Charakterzug“ (den man übrigens bis Meran hinein verfolgen kann), „ist eine moralische Abneigung gegen schöne Ausichten.“ Merkt so ein Wirth, daß eines seiner Fenster derartiges bietet, so setzt er rasch einen Schuppen, einen Stall oder wenigstens ein paar Bäume davor. Die Höflichkeit der Bedienung muß nach landesüblichem Maßstab gemessen werden. „Auf unsrer Hochebne,“ sagt Steub, „versteht jedermann grob zu sein; nicht bloß Landgerichtspracticanten, Eisenbahnconducteurs, Hypothekenschreiber, Theatrecassirer, Truhnenlader und Postillone, sondern selbst graduirte Personen bedienen sich zur Sicherung und Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit oft mit Geschick der derberen Landesmanier.“ — „Sollte des Guten mitunter zu viel geschehen, so ist dagegen der Pilger befreit von jener Aufdringlichkeit (der Lohnbedienten, Führer, Schnittwaarenhändler, Blumenmädchen u. a.), die in der Schweiz so lästig fällt.“ Die früheren Kellnerinnen, jene schlanken neckischen Elfen Altbayerns, haben sich nahezu verloren. Die schönen kann man nicht länger als drei Vierteljahr im Hause behalten, und so wählt man lieber gar-

stige, die über Furcht wie über Hoffnung hinaus sind. Sie thun's auch, jedenfalls sind sie besser als der windige Kellertroß des Hotels.

## Die neue Verfassung Oestreichs.

Von der preussischen Grenze.

So weit im Urtheil über die neue Verfassung die Interessen und Wünsche der einzelnen Provinzen von einander abweichen mögen, in einem Punkt werden sie einig sein, daß durch das kaiserliche Diplom vom 21. October die Zukunft Oestreichs entscheidend und unabänderlich festgestellt ist. Es ist ein Schritt, durch den in unumwundenster Weise mit dem System der letzten zwölf Jahre gebrochen wird; ein Schritt, der, welches auch die Folgen sein mögen, nicht mehr zurückgethan werden kann.

Unser eignes Urtheil haben wir bereits im Voraus bestimmt, als wir uns für das Majoritätsvotum des verstärkten Reichsraths aussprachen, welches in der That die Grundlage der neuen Verfassung geworden ist. Zwei wiener Blätter haben darüber gestritten, ob wir es ernst oder ironisch meinten. Wir haben es vollkommen ernst gemeint. Nach unsrer Ueberzeugung ging Oestreich auf dem bisherigen Wege unrettbar einem schleunigen Untergang entgegen: gerettet konnte es nur werden, wenn es das Unternehmen aufgab, gegen die Nationen, aus denen der Staat zusammengesetzt ist, zu regieren, und statt dessen den Versuch machte, durch diese Nationen zu regieren. Oestreich ist durch seine Lage wie durch seine Geschichte zu einem Föderativstaat bestimmt: daß diese Staatsform keineswegs mit Nothwendigkeit eine Schwächung der Monarchie in sich schließt, zeigt die glorreiche Periode Maria Theresias.

Freilich sind im gegenwärtigen Augenblick in Bezug auf eine solche Staatsform die Ungarn in einer ungleich günstigeren Lage als die übrigen Kronländer; sie haben eine alte Verfassung, auf der man weiter bauen kann, die andern nicht. Wir begreifen vollkommen, daß die Deutschen in Oestreich diesen Nachtheil ihrer Stellung mit Verdruß empfinden; aber sie thun Unrecht, diesen Verdruß zum Maßstab ihrer politischen Haltung zu machen. Die liberalen Oestreicher oder vielmehr die Wiener gerathen dadurch in die größte Gefahr, überall den Feinden der Freiheit in die Hand zu arbeiten. Als wir uns 1849 in Deutschland constituiren wollten, schrien sie uns zu: ihr dürft nicht! denn wir können an eurer neuen Freiheit keinen Theil nehmen. Als die Italiener nach Gründung eines nationalen Staats strebten, schrien sie ihnen wieder zu: ihr dürft nicht, denn Wien leidet darunter. Dasselbe Argument wird jeß